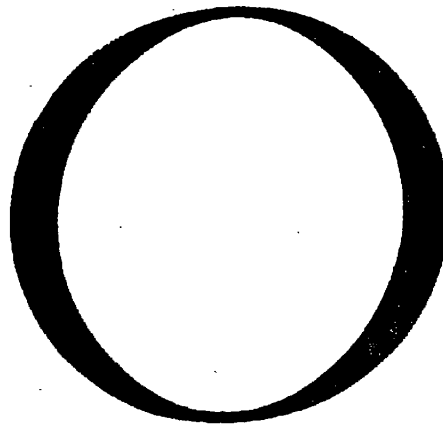




Wir kommentieren

Dürrenmatts Filmfassung «Die Ehe des Herrn Mississippi»: Die Weltverbesserer scheitern – Die Zyniker der Macht überleben – Die Welt will nicht geändert, nicht gerettet, sondern beherrscht werden – Wo ist da noch Dürrenmatts «verschämtes Christentum»? – Der Christ und der Erfolg – Sinn des christlichen Scheiterns.

die Gewissensforschung des Technikers und des Ingenieurs: Eine praktische Handreichung im schwierigen Alltag des Technizismus – der Routine – der Streberei – der Ungerechtigkeit – der Flucht vor dem persönlichen Einsatz – des Pessimismus.

Protestantismus

Ein internationaler protestantischer Radiosender in der Schweiz: Freikirchliche Kreise

lançieren den Plan eines Radiosenders – Der Schweiz. Evangelische Kirchenbund wird eingeschaltet – Die Synoden haben das Wort – Bedenken gegen das Radioprojekt: übertriebene Hoffnungen, finanzielle und politische Bedenken – Erwartungen: einzigartiges Evangelisationsmittel, der missionarische Imperativ – Die Haltung der Schweizerkatholiken.

Südamerika

Der eigentliche Hintergrund der kubanischen Frage: die wirtschaftliche und soziale Fehlstruktur im ganzen Kontinent – 1. *Südamerika für sich:* 1. Die vorhandenen Faktoren: a) Der «katholische» Kontinent eine Täuschung – b) Die feudale Struktur der Landwirtschaft – c) Das marxistische Klima – d) Andere Kräfte – 2. Der Kommunismus in Südamerika:

Die Stärke der Partei – Man täusche sich nicht! – Der größere Weitblick der Kommunisten – Kuba als Fanal.

Missionen

Die Ausbildung des Diakons: 1. *Der hauptberufliche Diakon:* Krise der Katechisten bildungsmäßig und sozial – Gründlichere Ausbildung notwendig – Katechist und Diakon – Katechistendörfer – Soziale Kenntnisse wichtig – 2. *Der nebenberufliche Diakon:* Kurse – Die Kosten des Unterhalts – Patenschaften – Das Beispiel Kölns – Säkularinstitut und Diakon – 3. *Die niederen Kirchenämter als Vorstufen zum Diakonat:* Verschiedene Ansichten (Pius, Congar, Croce, Fischer) – Helfer des Diakons! – Wechselnde Dienste – Minores keine eigenständigen Ämter – Ansichten (Hofinger, Lepargneur).

KOMMENTARE

Über das Scheitern der Ideale

Eine peinliche Szene ergab sich bei der Schweizeruraufführung des Films «Die Ehe des Herrn Mississippi» (25. August 1961 im Cinéma Capitol, Zürich), als der Gastgeber sich entschuldigen mußte, daß weder der Dramaturg Friedrich Dürrenmatt noch der Regisseur Kurt Hoffmann, aber auch kein einziger Darsteller des Films zum Festakt erschienen seien. Sie ließen sich alle entschuldigen. Im Grunde war das aber die einzig logische Haltung. Es wäre zum Beispiel von Dürrenmatt vollkommen sinnlos gewesen, sich für seine sarkastische Gesellschaftsanklage gerade von der hohen Gesellschaft beklatschen zu lassen. Worum geht es denn eigentlich in diesem Film?

Drei Männer erleben das Scheitern ihrer Ideale. Florestan Mississippi (O. W. Hasse), der Fanatiker der Gerechtigkeit, landet im Irrenhaus und spricht dort unaufhörlich vor sich hin: «Die Welt muß geändert werden, die Welt muß geändert werden ...». – Frédéric René Saint-Claude (Martin Held), Kommunist und idealistischer Weltrevolutionär, wird von seiner eigenen Partei ermordet. – Der irrende Ritter der christlichen Nächstenliebe, Graf Bodo von Uebelohe-Zabernsee (Hansjörg Felmy), endet als Insasse des von ihm gegründeten Armenspitals. – Die Welt aber, an der alle drei scheitern, wird von Anastasia (Johanna von Koczian) verkörpert, von einer Frau, die sich immer dem hingibt, der im Augenblick der Stärkere ist. Sie ist auf ihre Art ein Techniker der Macht, Aus-

koster des Augenblicks. Sie überlebt das grausame Spiel an der Seite des Machtzynikers, des Justizministers Diego (Charles Régnier), der die Weltveränderer mit List zu regieren vermag. Die Welt will nicht geändert, nicht gerettet, sondern beherrscht werden.

Dürrenmatt hat diese bereits in zwei Fassungen vorliegende Komödie für den Film eigens umgearbeitet. Es wäre gänzlich ungerecht, zu sagen, der Regisseur Kurt Hoffmann hätte die ursprüngliche Konzeption Dürrenmatts verfälscht. Er hielt sich – unter dem Beistand des Dichters – ganz genau an das der zweiten Bühnenfassung (1955) gegenüber stark abgeänderte Drehbuch des Autors. In der Bühnenfassung durfte Graf Bodo noch den Schlußsatz aussprechen: «Eine ewige Komödie, daß aufleuchte Seine Herrlichkeit, genährt durch unsere Ohnmacht». Die Möglichkeit einer christlichen Deutung wurde also damals noch offengelassen, ja positiv ausgesprochen. Diese Deutung könnte in etwa lauten: Nicht die menschliche Bemühung, sondern die Gnade verändert wirklich die Welt. In der Filmversion ist von der Gnade keine Rede mehr. Der Schlußsatz fällt weg, ja die Figur des Grafen Bodo verliert überhaupt an Bedeutung. War das beabsichtigt, oder geschah es nur, weil Hansjörg Felmy der komplizierten Rolle nicht gewachsen war? Jedenfalls fehlt in dem Film auch sonst jeder Hinweis auf eine christliche Deutungsmöglichkeit. Trotzdem meint der Filmkritiker Martin Schlappner, noch immer von einem «verschämten Christentum» Dürrenmatts sprechen zu

können. Aber selbst ein verschämtes Christentum müßte, wenn auch nicht ausgesprochen, doch irgendwie greifbar gemacht werden. Wenn da noch irgendwo die Gnade vorhanden sein soll, so hat sie sich in die Sphäre des Unaussprechbaren und Unandeutbaren zurückgezogen. Sie steht in reinem Widerspruch zur Welt. Deshalb fragen wir uns, ob eine nihilistische Deutung des Dargebotenen doch nicht konsequenter und dem Stück entsprechender wäre.

Man könnte uns vorhalten, Dürrenmatt wolle weder Aussagen machen noch eine Weltdeutung erarbeiten. Darauf können wir mit Dürrenmatts eigenen Worten antworten: «Ich schreibe prinzipiell keine Stücke für Dummköpfe». – So hieß es in Dürrenmatts Nachwort zur Buchausgabe des Stückes «Karl V., Oper einer Privatbank». Und weiter: «Ich deute die Welt nicht. Als Bühnenschriftsteller ist dies nicht meine Aufgabe ... Doch ist die Untersuchung darüber, was mit meinen Werken gedeutet werden kann, nicht meine Aufgabe, ja wahrscheinlich überhaupt nicht ehrlicherweise von mir zu leisten. Meine Vermutung, daß auch in meinen dramatischen Werken ein Werkzeug liege, die Welt zu deuten, stützt sich weniger auf eine logische Erkenntnis als auf den Glauben, daß es für das künstlerische Denken unmöglich sei, aus der Welt zu fallen. Dies alles enthebt den Kritiker jedoch nicht der Pflicht, gerade das zu tun, was ich mir verbiete, die Welt in meinen möglichen Welten zu entdecken. Er höre auf mitzudichten, beginne wieder nachzudenken». – Seien wir also keine Dummköpfe und sehen wir zu, wie die Welt mit dem neuesten «Werkzeug» Dürrenmatts gedeutet werden könnte.

Die drei Männer, die drei Weltanschauungstypen, werden von Dürrenmatt auf Grund ihres «Erfolgs» beurteilt. In zwei Fällen ist diese Wertungskategorie zulässig, im dritten Fall aber nicht. Die Ideologien der Weltverbesserung, bei Dürrenmatt also die Ideologie der absoluten Gerechtigkeit und die der Weltrevolution, wollen Erfolg erzielen. Darin besteht ja ihr Wesen. Wenn sie es nicht schaffen, scheitert das Ideologische selbst in ihnen. Die Frage ist aber, ob die Gleichung Christentum = Ideologie der Weltverbesserung überhaupt stimmt. Wir können zwar Dürrenmatt keinen Vorwurf wegen dieser Gleichung machen. Er kritisiert da ein Bild des Christentums, das wir nur allzugerne der Welt vortäuschen, eine Rolle, die wir in tausend Abwandlungen unseren Zeitgenossen vorspielen möchten. Man darf es ihm nicht übel nehmen, wenn er uns darin ernst nimmt. Soll aber der Christ die Welt wirklich ändern? Freilich soll er versuchen, es zu tun. Indes: besteht darin das Wesen des Christentums? Scheitert das Christentum selbst, wenn sein Versuch, die Welt zu verbessern, nicht gelingt?

Es geht uns hier also um die Frage über das Wesen des Christentums. Das Christentum ist seinem Wesen nach keine Ideologie. Es ist nicht einmal, wenigstens nicht zunächst, eine Wahrheitslehre oder eine Sammlung von Moralgesetzen, und auch nicht eine Richtschnur für die weltverändernde Aktion oder eine sublimen Deutung des Daseins. Es ist zwar all das auch, aber darin besteht nicht sein Wesen. Das Wesen des Christlichen ist die Person Jesu Christi. Christ sein heißt, die Person Jesu Christi nachfolgend vollziehen, ja noch mehr, mit Christus eins werden. Diese Nachfolge Christi, wobei der Christ mit Christus zusammenwächst, besteht nicht einfach in der Beobachtung moralischer Maximen, die unabhängig von Christus anerkannt werden könnten oder Geltung hätten. Die echte Nachfolge Christi heißt, die innere Grundgesetzlichkeit seiner Person und seines Lebens in je neuer und persönlich anderer Weise, in einer einmalig gegebenen Situation auswirken zu lassen. Und dieses Leben war «selbstentäußernd», das heißt, grundsätzlich nicht auf Erfolg hin ausgerichtet. Christus verbrachte ein geschichtlich kaum registrierbares Leben in einem grausigen Winkel der Erde, war unbeachtet und mißverstanden. Ein Spielball der damaligen Politik. Machtlos gegen die Mächtigen der Welt. Preisgegeben

in die Tiefe der Armseligkeit, umgeben von größtenteils unbedeutenden Menschen, in einer demütigen Verlassenheit verharrend, eingeschlossen, gleichsam von einer Mauer des Unverständnisses gefangengehalten. War nicht das die Existenzweise Christi? Und dabei war er doch die letzte Sinngebung, die Zusammenfassung der ganzen Schöpfung, die Quintessenz der Welt, der Brennpunkt des Kosmos. All das war er aber als ein Ohnmächtiger. Ein ungeheures Geschehen ist dieses Kleinsein, dieses Unbedeutendwerden Gottes. Und diese Grundgesetzlichkeit nachzuvollziehen ist die eigentliche Aufgabe des Christen.

Ob wir also die Welt ändern, spielt keine so wichtige Rolle. Das heißt, es ist nicht unsere Sache, uns darüber Sorgen zu machen. Es kommt nicht darauf an, ob dabei etwas herauskommt. Das Wahrscheinlichste ist, daß wir den Forderungen der Nachfolge Christi gegenüber immer zu klein bleiben. Daß wir also gerade in dem versagen, was unsere eigentlichste Berufung ist. Sollten wir dabei jedoch «Erfolg» haben, so werden wir in der Welt versagen. Denn mit dem Kleinwerden, mit der geistigen Bescheidenheit läßt sich diese Welt nicht ändern. Irgendwo werden wir also sicherlich scheitern müssen. Aber dieses Scheitern ist von vornherein in unser «System» einkalkuliert. Wir nennen es nur anders: Kreuz.

Christentum ist eben keine Massenbewegung, keine Weltverbesserungsanstalt, keine Wohlfahrtsinstitution, kein Wohltätigkeitsbüro, kein Institut für Freizeitgestaltung und auch keine politische Macht. Wir werden immer der kleine «Rest», die unbedeutende «Herde» bleiben, auch wenn wir uns zu Millionen versammeln. Wir versuchen eben, «nur» Christen zu sein und scheitern dabei. Wohl dürfen wir ein einziges Mal nicht versagen: in unserem Tod. Und dort werden wir die Welt wirklich ändern, von innen heraus. Sie in Himmel umwandeln. Seltsam ist das, aber christlich. Christus selbst hat es nämlich genau so getan.

L. B.

Beichtspiegel für den Techniker und Ingenieur

Technizismus, Vernachlässigung der Menschenrechte

Immer nur an Maschinen, Produktivität, Ertrag und niemals an den Menschen denken. – Sich um den menschlichen Faktor nur um der Produktivität, nicht aber um des Menschen willen kümmern. – Einzig an der Technik Freude finden.

Ein Mißverhältnis dulden zwischen seinen naturwissenschaftlichen und technischen Kenntnissen einerseits und seiner Allgemeinbildung auf weltanschaulichem, religiösem, geschichtlichem, literarischem Gebiet anderseits.

Die Produktivität steigern, ohne sich um die sozialen Folgen zu kümmern. – Dem wirtschaftlichen Ziel der Unternehmung die menschliche Entfaltung der Belegschaft opfern. – Den Wünschen, Fähigkeiten und gesundheitlichen Bedürfnissen seiner Arbeiter in der Verteilung der Arbeitsplätze und Aufgaben keine Rechnung tragen.

Die psychotechnischen Methoden zum Nachteil der menschlichen Würde mißbrauchen. – In der Organisation der Arbeitsstätte, der Sicherheit, der hygienischen Erfordernisse, den sittlichen Gefahren keine Rechnung tragen. – Keinen Versuch und keine Anstrengung unternehmen, um gefährliche Posten aufzuheben oder umzuändern. – Nicht glauben, daß Arbeitsmethoden, die die Gesundheit zerstören, aufgegeben werden müssen.

Nicht danach trachten, die Vorarbeiter und Arbeiter an seinen Überlegungen teilnehmen zu lassen. – Meinen, der menschliche Aufstieg seiner Leute sei allein schon dadurch gesichert, daß die Arbeiter im Betrieb verantwortlich sind.

Routine und Unbekümmertheit

Auf seine berufliche Arbeit nicht genügend Zeit verwenden. – Sich durch sie erdrücken und ersticken lassen. – Nichts tun, um die Produktivität oder die Qualität seiner Arbeit zu steigern.

Seine technischen Kenntnisse vernachlässigen. – Seine gesetzlichen Verpflichtungen nicht kennen. – Es vernachlässigen, die technisch und menschlich bestorganisierten Unternehmungen kennenzulernen. – Sich um die richtige Vorbildung und Einführung seiner Werkmeister und Vorarbeiter nicht kümmern.

Egoismus, Streberei, Stolz

Kämpfen, um die Abstände zwischen den Löhnen zu erweitern, wenn viele noch unter dem Lebensminimum stehen. – Sich vom Kampf der Arbeiterschaft um Aufstieg fernhalten und zugleich auf sie zählen, wenn es um die Erhaltung der Kaufkraft der Lohnempfänger geht.

Die geltende Lohnstruktur als endgültig und unveränderlich betrachten, ohne eine Verbesserung zuzulassen oder zu verlangen. – Niemals über die Berechtigung oder die Grenzen dieser Struktur nachdenken.

Das Vorhandensein des Proletariates oder Unterproletariates als normal betrachten. – Nicht kämpfen gegen das Fortdauern proletarischer Zustände. – Sich von vornherein als für die Sache der Werktätigen nicht verantwortlich fühlen.

Glauben, man sei etwas Höheres. – Alle verachten, die nicht Techniker sind. – Jene verachten, die ein anderes Arbeitsgebiet oder eine andere Ausbildung haben. – Die andern Techniker seines eigenen Berufszweiges geringschätzen. – Nach Posten streben, die man vorher verschreit.

Ungerechtigkeit, Feigheit

Almosen gewähren, aber die Gerechtigkeit nicht erfüllen. – Leuten voranhelfen, die es nicht verdienen. – Jenen den Aufstieg verweigern, die ihn verdienen.

Ungerechte oder übermäßige Bußen verhängen. – Gerechte Bußen nicht verhängen oder selber nicht annehmen. – Niemals daran denken, zu ermutigen. – Ungerechtigkeit gelten und bestehen lassen, aus Furcht oder aus Ehrgeiz.

Die Arbeitervertreter an der Nase herumführen. – Sie be-

stechen, um ihren Widerstand auszuschalten. – Feig sein vor den Delegierten. – Ihren Charakter als Vertreter mißachten.

Kriechen vor dem Chef und schreien vor dem Arbeiter oder Angestellten. – Kriecherei oder Schmeichelei ermutigen. – Für den Chef oder für den Arbeiter eintreten je nachdem, mit wem man redet: Gegen den Chef, wenn man mit den Arbeitern, gegen die Arbeiter, wenn man mit dem Chef spricht. – Absichtlich oder tatsächlich einen Druck auf die Gewissen ausüben.

Flucht vor dem persönlichen Einsatz

Glauben, die soziale Frage könne durch Errichtung von Kinderkrippen und Sportplätzen gelöst werden. – Glauben, der Klassenkampf sei nur eine Sache gegenseitiger schlechter Laune und Einstellung. – Glauben, es genüge, guten Willen zu schaffen, um einer Verbesserung der Strukturen und Systeme auszuweichen.

Nichts tun, um die Not der werktätigen Massen, ihre Psychologie, ihre Empfindungen, ihre Wünsche und Hoffnungen wirklich kennenzulernen. – Im eigenen Bereich nichts ändern unter dem Vorwand, man könne nicht das ganze Unternehmen erneuern.

Mit wirklich gutem Willen sich an die Aufgabe einer Verbesserung im eigenen verantwortlichen Kreis machen und dann den Mut verlieren, wenn man sieht – oder zu sehen glaubt –, daß niemand folgt. – Verzweifeln und aufhören zu lieben.

Pessimismus

Die gegenwärtige Zivilisation kritisieren, ohne die Werte zu sehen und anzuerkennen, welche sie noch in sich trägt, und die Widersprüche derer übersehen, die sie verurteilen. – Vergessen, daß die Technik und ihre Fortschritte ebenfalls im Plan und in der Absicht Gottes stehen. – Nicht verstehen, daß der technische Fortschritt, wenn er den Menschen erhebt, auch Gott verherrlicht.

Dieser Beichtspiegel ist dem Büchlein von Lebreton und Suavet O. P.: «Der schwierige Alltag des Christen» entnommen. Eine deutsche Ausgabe besorgte P. J. David (Luzern 1956). Sie ist schon seit zwei Jahren vergriffen. Sollte sie nicht bald als Taschenbuch erscheinen, selbst wenn die Verlage mit «Projekten» bereits versorgt zu sein angeblich?

EIN INTERNATIONALER PROTESTANTISCHER RADIOSENDER IN DER SCHWEIZ

Der Plan eines europäischen evangelischen Radiosenders in der Schweiz tauchte erstmals 1956 auf. Die Initianten waren vor allem einige missionarisch sehr aktive freikirchliche Kreise, die das Massenmedium «Radio» bewußt in den Dienst ihrer Evangelisation stellen wollen und bereits seit 1949 gegen teures Geld über Radio Luxemburg und Monte Carlo evangelische Sendungen (unter dem Namen «Radio Réveil») ausstrahlen. Die Behörden in Bern, die die Konzession für einen Sendebetrieb in der Schweiz geben mußten, gaben den Initianten zu verstehen, daß eine Konzession nur in Frage komme, wenn die offiziellen protestantischen Schweizerkirchen an dem Plan interessiert seien und sich zu hauptverantwortlichen Trägern des Projektes machen. Die Abgeordnetenversammlung des Schweizerischen evangelischen Kirchenbundes vom Jahre 1957 entschied aber aus theologischen, technischen und finanziellen Bedenken mit 28 gegen 14 Stimmen, auf die Angelegenheit nicht einzugehen. Das Projekt erwies sich bei einem genaueren Überblick als ein viel komplexeres Problem, als es anfangs schien.

Die Freunde des Planes wollten sich mit diesem negativen Entscheid nicht abfinden. Sie gründeten einen Verein, der sich die Errichtung und den Betrieb eines internationalen protestantischen Senders zum Ziel setzte (EPI*). In einem ausführlichen Memorandum gelangten sie in Tausenden von Exemplaren an führende protestantische Christen, Gemeinschaften und Vereinigungen. Weite Kreise des In- und Auslandes, darunter auch namhafte theologische Persönlichkeiten, äußerten sich überraschend positiv zum Projekt. Schon wurden Geldbeträge einbezahlt, bevor überhaupt ein Konto eröffnet war. Die ganze Radiofrage kam daher auf der Abgeordnetenversammlung des Evangelischen Kirchenbundes 1958 in Thuisis erneut zur Sprache. Auf Antrag der Berner Abgeordneten, die einen Auftrag ihrer Synode hatten, beschloß die Abgeordnetenversammlung die Bestellung einer Studienkommission, die unter dem Präsidium von Pfarrer E. Ferrari, Lausanne, die Möglichkeit und Zweckmäßigkeit eines europäischen protestantischen Senders

* (EPI=Emetteur protestant International)

mit allen den damit verbundenen Fragen gründlich prüfen sollte. In ihrem Gutachten beantragte die Studienkommission der Abgeordnetenversammlung, die Schaffung eines internationalen evangelischen Senders in der Schweiz zu befürworten und die Errichtung einer Stiftung vorzuschlagen mit dem Zweck, «das Evangelium Jesu Christi auf protestantischer Grundlage durch Radiosendungen zu verkünden». Als Glaubensbasis wurde eine Formel vorgeschlagen, die sich an die theologische Präambel des Ökumenischen Rates anlehnt und zum vornherein gewisse Sekten ausschließt. Es sollen nur kirchliche Gemeinschaften beitreten können, die Jesus Christus als Gott und Heiland anerkennen und die Bibel als alleinige Autorität in den Dingen des Glaubens und der Lebensführung ansehen. Der Stiftungsrat müßte sich zu Zweidritteln aus Schweizerbürgern, die in der Schweiz wohnhaft sind, zusammensetzen, wobei der Schweizerische evangelische Kirchenbund als hauptsächlicher Mitträger des Senders zwölf Vertreter, der EPI-Verein zehn, und die ausländischen Glaubens- und Kirchengemeinschaften zirka zehn Vertreter entsenden könnten.

Die Kosten des Senders werden auf 4 Millionen, der jährliche Betrieb auf 1,2 Millionen Schweizerfranken berechnet. Die Mitgliedkirchen des Kirchenbundes müßten jährlich wenigstens 250 000 Franken garantieren. Diese Bereitschaft des Kirchenbundes wird natürlich an die Bedingung geknüpft, daß die übrige Finanzierung sichergestellt werden kann. Der Sender soll auf zwei Wellenlängen arbeiten und tagsüber einen Bereich von 4000 km, nachts von 12 000 km haben. Zwei Drittel der Welt könnten damit erreicht werden. Der Sender wäre hörbar bis Schanghai. (Eine evangelische Schweizergemeinde, die aus begreiflichen Gründen vorläufig ungenannt bleiben will, soll bereits ein günstiges Terrain gratis angeboten haben.)

Die Abgeordnetenversammlung des evangelischen Kirchenbundes vom 15. Juni 1960 befürwortete nach eingehender Diskussion über Wünschbarkeit und Notwendigkeit des Senders prinzipiell das Projekt und nahm mit 54 gegen 0 Stimmen folgenden Antrag des Vorstandes an: «Überzeugt von der Wichtigkeit der Errichtung eines internationalen protestantischen Senders bittet die in Sitten vereinigte Abgeordnetenversammlung des Schweizerischen evangelischen Kirchenbundes die Kirchen, diese Frage mit größter Sorgfalt zu prüfen und sie ihren Synoden zu unterbreiten. Eine definitive, die finanziellen Verpflichtungen regelnde Beschlußfassung würde an der nächsten Abgeordnetenversammlung erfolgen. In der Zwischenzeit wird eine kleine, durch den Vorstand gewählte Kommission die Verhandlungen mit den ausländischen Kirchen und Körperschaften fortsetzen.»

Die Synoden der einzelnen Mitgliedkirchen des Kirchenbundes haben nun das Wort. Sie haben zu beschließen: 1. über die Frage der Opportunität eines Senders; 2. über die Frage der daraus entstehenden finanziellen Konsequenzen. Bis zum 31. Oktober 1961 sollen alle dem Schweizerischen evangelischen Kirchenbund angeschlossenen Mitgliedkirchen ihre Stellungnahme schriftlich dem Vorstand des Kirchenbundes mitgeteilt haben. Für den Fall, daß dem Projekt zugestimmt wird und die finanzielle Beteiligung der Schweizerkirchen mit einiger Sicherheit feststeht, werden alsbald die Verhandlungen mit den Vertretern der europäischen Kirchengemeinschaften aufgenommen. Die ausländischen Kirchen wollten keine definitiven Zusicherungen geben, bevor die Haltung des Schweizerischen evangelischen Kirchenbundes abgeklärt ist.

Bedenken gegen das Radioprojekt

► Geringes Bedürfnis und übertriebene Erwartungen

Nach dem Urteil leitender Kreise der Schweizer Kirchen ist das Bedürfnis nach einem eigenen protestantischen Sender für die Schweiz nicht überaus groß. Die staatlich anerkannten evangelischen Kirchen kommen an unseren Landessendern in erfreulich ausgiebiger Weise zum Wort. Auch die ausländischen

Vertreter der Europa-Sektion des «World committee for christian broadcasting» verneinten auf ihrer Tagung in Bern im Mai 1959 die Notwendigkeit eines solchen Senders für ihre Länder, da sich die christliche Radioarbeit in den bestehenden Rundspruchinstitutionen längst gut eingespielt hat (und zwar ohne jede finanzielle Verpflichtung).

Man möchte das bereits Errungene nicht durch eigene Sender gefährden. Man hält es auch nicht unbedingt für zweckdienlicher, wenn die Kirche eigene Sender unterhält und ganz auf eigenen Geleisen fahren will. Mancher Hörer würde einen rein kirchlichen Sender wahrscheinlich gar nicht einschalten! Überdies geht man nach der Überzeugung mancher Sachverständiger in falschem Enthusiasmus an den Realitäten vorbei. Die großen Erwartungen, die im evangelischen Kirchenvolk der Schweiz gehegt werden, würden durch die technisch bedingten Beschränkungen des verwirklichten Projektes enttäuscht. Der Sender würde ein Kurzwellen-Sender für weite Distanzen werden. Ein solcher Kurzwellen-Sender könnte aber aus technischen Gründen in der Schweiz selber kaum gehört werden. Selbst wenn die Stimme des Senders in der Schweiz vernehmbar wäre, so müßten die Sendezeiten in deutsch und französisch sehr kurz bemessen sein, da in etwa 30 Sprachen gesendet würde. In den entlegenen Gegenden, besonders außerhalb Europas, wären jedoch die entsprechenden Empfangsgeräte wahrscheinlich sehr beschränkt.

► Schwierige Programmgestaltung

Nach Aussagen erfahrener Radio-Fachleute gehört die Bearbeitung religiöser Sendungen zum Schwierigsten im Radiodienst. Sollen religiöse Sendungen nicht zu einem «frommen Seelengärtlein» werden, braucht es große geistige Kraft und gutes Können. Die Sendungen, die in etwa 30 Sprachen ausgestrahlt werden, fordern überdies kluge Rücksichtnahme auf die religiöse, geistige, wirtschaftliche und politische Situation des betreffenden Sprachgebietes. Diese Anforderungen erheischen versierte Fachleute. Das Problem des Mitarbeiterstabes soll aber noch kaum studiert worden sein.

Die Programmgestaltung wird durch die beträchtlichen theologischen Unterschiede der am gemeinsamen Sender beteiligten Denominationen und Gemeinschaften nicht unwesentlich erschwert werden. Beim ganzen Projekt stehen starke evangelistische Kreise fundamentalistischer Tendenz im Vordergrund, die die Welt mit «Bekehrungs-Parolen traktieren» wollen. Ihnen ist selbst der Ökumenische Rat der Kirchen noch zu katholisch oder zu liberal. Ihr evangelischer Aktivismus «führt Momente mit sich», schrieb Pfarrer M. Schoch in der Neuen Zürcher Zeitung vom 12. Mai 1961 (Nr. 1776), «die vom Standpunkt der historischen Kirchen und Konfessionen aus wie auch unter kulturellen und politischen Gesichtspunkten als destruktiv und verwirrend zu bezeichnen sind».

► Finanzielle Sorgen

Die ersten Kostenberechnungen werden bereits für zu niedrig gehalten. Man rechnet heute schon mit einem jährlichen Betriebsaufwand von 1,4 Millionen (statt den anfänglichen 1,2 Millionen) Schweizerfranken. Die vom Schweizerischen evangelischen Kirchenbund verlangte jährliche Zuwendung von Fr. 250 000.- sei jetzt schon überholt. Da das heutige Projekt überdies weitgehend auf ausländische Gelder, d. h. der europäischen Kirchen und Gemeinschaften, abstellt, entsteht die weitere Frage: wer übernimmt die finanzielle Verantwortung, wenn aus irgendwelchen Gründen die ausländischen Teilhaber nicht mehr zahlen können oder wollen? Der Kirchenbund scheint die Verantwortung dafür nicht übernehmen zu wollen, da er selber soviel Geld nicht hat.

► Politische Bedenken

Die Entscheidung über die Konzession liegt beim Gesamtbundesrat, der praktisch auch die Aufsichtsbehörde bleibt. Bei allem Wohlwollen der politischen Instanzen gegenüber

dem Radioprojekt hat Bern bereits darauf hingewiesen, daß die Sendungen den religiösen Frieden, die innere und äußere Sicherheit der Eidgenossenschaft und ihre völkerrechtlichen Beziehungen (also die Neutralität) nicht gefährden dürfen. Auch würde keine direkt oder indirekt bezahlte Radioreklame zugelassen. Der Sender stünde – worauf protestantische Stimmen hinweisen – irgendwie unter der «Zensur» der Bundesbehörden. Beim besten Einvernehmen zwischen Kirche und Staat könnten daraus heikle Situationen entstehen. In einem konkreten Augenblick kann eine rein religiöse Frage eine hochpolitische Sache werden. Die Entscheidung darüber, ob etwas als politische Äußerung oder Einmischung verstanden wird, liegt dann nicht bei der Kirche, nicht einmal allein bei den schweizerischen Behörden. Jedenfalls soll der Vorstand des Schweizerischen evangelischen Kirchenbundes die Übernahme der Verantwortung für die Sendungen zum vornherein ablehnen. Er kann die Einzelsendungen wohl schon deswegen nicht «überwachen», weil in etwa 30 Sprachen gesendet würde. Der Vorstand des Kirchenbundes soll dem Bundesrat auch schon erklärt haben, daß es für ihn nicht in Frage komme, selber die Verantwortung für die Einzelsendungen zu übernehmen. Die Konzessionserteilung wird daher auch für den Bundesrat noch eine schwierige Sache werden. Pfarrer M. Schoch meint an der oben zitierten Stelle: Wenn «aus internationalen, politischen Gründen ein einmaliges und unverwechselbares reformiert-schweizerisches Gepräge» als Vorbedingung für diesen Sender «nicht voll und ganz gewährleistet ist, kann die Konzession nicht unbestritten erteilt werden».

Erwartungen und Hoffnungen

► Ein weltweites und einzigartiges Evangelisationsmittel

In allen Voten der Befürworter wird der missionarische Auftrag der Kirche hervorgehoben: «Geht hinaus in alle Welt!» Die Kirche habe diesen Missionsbefehl ernst zu nehmen. Sie habe eine «universale Verantwortung». Man dürfe daher nicht in erster Linie an sich selber, an die Empfangsmöglichkeiten in der Schweiz denken, sondern müsse zuerst an die «Brüder» denken. Als in der Zürchersynode von einem Gegner des jetzigen Projektes der Ausdruck «Ausland» fiel, erhob sich eine heftige Reaktion. «Wer ist dieses Ausland? Unsere evangelische Kirche? Unsere evangelischen Brüder? In der Kirche darf man nicht vom Ausland reden!»

In dem EPI sieht man eine einzigartige Chance, den «Brüdern zu helfen». In Europa zähle die reformierte Kirche viele Glaubensbrüder, die fast ohne jeden Zusammenhang leben, die als evangelische Minderheiten zum Teil großem Druck ausgesetzt seien, ja manchmal kaum die Möglichkeit hätten, die evangelische Botschaft zu hören. Ein evangelischer Sender in der Schweiz könne diesen zerstreuten Brüdern große Stärkung bringen, zwischen den einzelnen Kirchen und Gemeinschaften einen lebendigen Kontakt herstellen und ein neues Gemeinschaftsbewußtsein schaffen.

Der neue Sender könnte aber über Europa hinaus, bis weit nach Afrika und Asien (bis Schanghai), den Missionaren große geistige Hilfe bringen. Es wäre sonderbar, wurde auf der Zürchersynode betont, wenn die Protestanten hierzulande wohl bereit wären, durch Missionsgesellschaften ihre mühselige Arbeit in fernen Ländern zu tun, wenn sie aber nicht die Mittel benützten, die im eigenen Land für die weite Missionsaufgabe gegeben sind. Man sieht also im geplanten evangelischen Sender eine einzigartige Gelegenheit, am Aufbau der weltweiten Gemeinde Christi mitzuhelfen.

Auf den Einwand, daß bereits 45 evangelische Sender in den verschiedenen Kontinenten ihre Programme ausstrahlen, wird geantwortet, daß diese Sendungen in Europa (mit nur 2–3 Ausnahmen) nicht empfangen werden können. Darum wäre die Errichtung eines evangelischen Senders wenigstens für Europa mit seinen rund 113 Millionen Protestanten nicht umsonst.

► Zuversicht in der Programmgestaltung

Nach einem vorläufigen Plan der Initianten würde das Radioprogramm gestaltet:

Durch den allgemeinen Radiodienst: täglicher Nachrichtendienst, Informationen, Reportagen, musikalische Darbietungen, kulturelle Sendungen;

durch die Kirchen und Gemeinschaften: Gottesdienst, Evangelisation, Konferenzen, Bibelarbeit, Hörspiele, Jugendprogramme, Krankensendungen, Soziale Werke usw.;

durch Private und Gruppen: Verschiedene Erbauungsprogramme, Sonntagsschule, Gesang usw.

Die Befürchtung, daß die Evangelischen des ganzen Kontinentes nicht instande wären, einen einzigen Sender gut zu bedienen, betrachtet man als merkwürdig, ja lächerlich.

► Das Geld darf nicht entscheiden

Die finanziellen Bedenken betrachtet man als zweitrangig gegenüber dem missionarischen Imperativ. Wenn die finanziell schwächeren Schweizerkatholiken über zwölf Millionen Franken für ihre Mission aufbringen, wurde an der Zürchersynode, Mai 1961, von einem Votanten ausgeführt, dann sollten die finanziell stärkeren Protestanten auch die kleinere Summe für den Sender aufbringen. Wenn die Protestanten von ihrer Sache und Verpflichtung überzeugt seien – und nur auf diesem Boden könne ein christliches Werk gedeihen –, dann würde es an der Beibringung des Geldes nicht fehlen. Wenn Gott eine Aufgabe gebe, sei jeder Defaitismus verboten. Das Wagnis des Glaubens habe sich noch immer gelohnt. Sollte mehr auf das «Fleisch» als auf den Hl. Geist gehört werden, dann habe die «Reformation überhaupt ausgeblasen»!

Im Hintergrund der ganzen Frage steht auch noch die Befürchtung: Wenn die Schweizerkirchen das Projekt ablehnen, dann werde der Sender irgendwo doch gebaut, jedoch ohne sie, ohne ihre Mitarbeit und damit auch ohne die Möglichkeit, mitzureden.

► Die ersten Voten der Synoden

Soweit die Synoden der Mitgliedkirchen des Kirchenbundes schon Stellung zum Projekt genommen haben, sind ihre Voten in befürwortendem Sinn ausgefallen.

Genf hat als erste Gliedkirche den Plan angenommen.

Zürich entschied sich (gegen den Antrag des Kirchenrates!) mit 83 Ja gegen 71 Nein für den Sender.

Freiburg stimmte mit 44 Ja gegen 4 Nein und bei 3 Enthaltungen für das Projekt.

Bern nahm an mit 153 Ja gegen 2 Nein, jedoch mit dem vorsichtigen Zusatz, daß es die finanzielle Beteiligung nur «im Rahmen des für die schweizerischen Kirchen heute vorgesehenen Kostenanteils» zusichere.

Schaffhausen stimmte zu mit 69 Ja gegen 5 Nein.

St. Gallen ermächtigte den Kirchenrat, den entsprechenden Anteil für die Erstellung und den Betrieb des Senders zu bewilligen (100 000 Fr. für den Bau und 12 500 Fr. jährlich für den Betrieb).

Glarus hat mit 58 gegen 1 Stimme das Projekt gutgeheißen.

Graubünden stimmte dem Plan ebenfalls zu.

Neuenburg entschied sich mit 118 ohne Gegenstimme für den EPI.

Wallis bejahte das Projekt.

Weiter befürworteten das Projekt: die Landessynode der Methodistenkirche, die Waadtländische Freikirche, die Schweizerische Evangelische Allianz, die evangelische Freikirche von Genf und die «Evangelische Gemeinschaft» (einstimmig).

Die Haltung der Katholiken

Der evangelische Sender – eine innerprotestantische Angelegenheit

Die evangelischen Christen betonen mit gutem Recht, daß ein protestantischer Europasender zunächst eine innerprotestantische Angelegenheit ist. Es geht um ein modernes Mittel der Verkündigung und der religiösen Hilfeleistung für die weitverstreuten Glaubensbrüder, wie um ein legitimes, von allen

Weltanschauungen gebrauchtes Mittel der Ausbreitung und Verteidigung ihrer Überzeugung in einer freien, pluralistischen Gesellschaft. Die evangelischen Christen könnten eine katholische Einmischung zu allerletzt verstehen. Der römische Katholizismus hat schon seit 30 Jahren das Massenmedium «Radio» in den Dienst seiner Evangelisation gestellt. Eben vor kurzem wurde bekanntlich der Vatikansender wesentlich verstärkt. Die Antwort gewisser katholischer Kreise, daß der Vatikansender der Sender eines souveränen Staates und nicht einer bloßen Religionsgemeinschaft im Staate sei, klingt ihnen begreiflicherweise wenig überzeugend. Man hält sie für einen juristischen Kniff, eine billige Ausflucht. Tatsächlich muß man zugeben, daß der Vatikan nicht als Staat, sondern als Zentrum der katholischen Kirche, als Glaubensgemeinschaft den Vatikansender zur Verkündigung, Verteidigung und Verbreitung des katholischen Glaubens gebraucht. Die Protestanten betrachten daher die Haltung der Katholiken gegenüber dem evangelischen Radioprojekt als Testfall ihrer Toleranz und ökumenischen Gesinnung.

Die Katholiken brauchen vor einem evangelischen Sender auch keine Angst zu haben. Der Schweizerische evangelische Kirchenbund wird aus eigenem Interesse ein wachsames Auge darauf halten, daß keine wüste Evangelisation im Stil gewisser Pfingstprediger oder amerikanischer Weltevangelisten getrieben wird. Sollte vielleicht die protestantische Kirche es besser als der Vatikansender verstehen, sich des Radios zu bedienen, so kann dies nicht ein Grund der katholischen Ablehnung sein, sondern nur ein Ansporn, es auch besser zu machen. (Beim Vatikansender scheinen die Sorgfalt und Weitsicht der Programmgestaltung, die rasche Information aus den zuständigen vatikanischen Stellen und wahrscheinlich auch der Stab fachmännisch ausgebildeter Radioleute hinter den Leistungen je-

den Zwergstaates zurückzustehen. Vielleicht dürfte eine gesunde Konkurrenz Einsicht und Heilung bringen!)

Ein Radiosender in der Schweiz – auch eine politische Angelegenheit der Schweizer Katholiken

Die Schweiz soll Standort des evangelischen Europasenders werden. Dadurch werden notwendig auch politische Fragen aufgeworfen, die alle Schweizer, die evangelischen wie die katholischen, angehen. Ein Radiosender kann die neutrale Schweiz vor heikle Fragen stellen. Daher wird der Bundesrat die Frage der Konzession sehr sorgsam überlegen, nicht wegen seiner Haltung zur protestantischen Kirche, sondern aus politischen Überlegungen heraus. Bei einer etwaigen Konzessionserteilung wird er Sicherungen einbauen, die die Neutralität der Schweiz und die Toleranz gewährleisten. Er wird dies umso mehr tun müssen, da der Schweizerische evangelische Kirchenbund die Verantwortung für die einzelnen Sendungen offenbar nicht übernehmen wird. In den politischen Stellungnahmen, die das Projekt noch hervorrufen wird, sollte jedoch katholischerseits klar zum Ausdruck kommen, daß wir als Glaubensgemeinschaft den Protestanten das gleiche Recht zugestehen, das wir selber in Anspruch nehmen und worüber wir im Vatikansender schon verfügen. Es muß alles vermieden werden, was den evangelischen Mitchristen als Einmischung in ihre inneren Angelegenheiten erscheinen könnte. Als Mitträger der gemeinsamen politischen Verantwortung werden die Katholiken jedoch nicht einfach schweigen müssen. Die Protestanten sollten daher die Überzeugung gewinnen können, daß der katholische Teil aufrichtig gewillt ist, in ökumenischer Weite das Radioprojekt zu einer schweizerisch allgemein annehmbaren und unsere evangelischen Brüder und Miteidgenossen befriedigenden Lösung zu bringen. A. Ebnetter

Der eigentliche Hintergrund der kubanischen Frage

Vor etwa drei Jahren wußten nur wenige Europäer genau, wo eigentlich die Antilleninsel liegt. Unterdessen hat sich das Interesse, und nicht nur das Interesse, sondern auch die Besorgnis Lateinamerikas, der ganzen Welt auf Kuba konzentriert. Es besteht sogar die Gefahr, daß Kuba zu einer fixen Idee werde, welche das, worum es in Lateinamerika eigentlich geht, verdeckt: denn – wie wir sehen werden – selbst eine günstige militärische und politische Lösung der *kubanischen* Frage vorausgesetzt, wäre doch das Problem von *Lateinamerika* noch nicht gelöst, welches von der kubanischen Frage zugleich aktuell gemacht und doch wieder verdrängt wird.

Was in Kuba vorgeht und vorgeht, ist nicht nur keine der üblichen Operettenrevolutionen, es ist auch nicht nur ein kubanischer Freiheitskampf. Kuba ist eine eigentliche Volksrevolution und wir stehen nicht an, ihre Bedeutung mit dem vor 150 Jahren geführten Freiheitskampf gegen die Spanier zu vergleichen (trotz allerdings sehr wesentlicher Unterschiede). Darüber hinaus ist die Revolution in Kuba ein wirkliches Fanal für ganz Lateinamerika.¹

Daß die große Hoffnung sich als bittere Enttäuschung erwies, brauchen wir heute nicht mehr des Näheren zu begründen. Der Fall Kuba ist heute ein politisches und soziales Ereignis von kontinentaler Bedeutung, nicht etwa wegen der Figur des inzwischen vom Freiheitshelden zum Kerkermeister, ja zum Totengräber heruntergesunkenen Führers der Bewegung. Aber

hinter der Maske Fidels erscheint der eigentliche Spieler, der internationale Kommunismus, welcher Kuba als Brückenkopf für einen Kontinent betrachtet und bereits reichlich ausnützt.

Wenn wir uns Rechenschaft darüber geben wollen, was eigentlich gespielt wird, scheint es uns unerläßlich, zunächst den eigentlichen Hintergrund dessen, was man heute die «kubanische Frage» nennt, aufzureißen. Dann wollen wir uns mit der Bedeutung der Frage in der «Ära Kennedy» befassen.

Es wäre verhängnisvoll und nicht nur irgendein Irrtum, wenn man von diesem Hintergrund absehen wollte, um sich – wie es manchmal geschieht – nur mit dem mißglückten Landungsmanöver zu beschäftigen und sich etwa zu fragen, wann und wie diese Scharte ausgewetzt werden wird. Wenn ein bössartiges Geschwür vorhanden ist, so genügt es nicht, etwas Pulver darauf zu streuen, sondern man muß sich mit der eigentlichen Geschwulst beschäftigen, sei es, daß man sie herauschneidet, oder durch eine Blutreinigungskur. *Kuba* ist lediglich ein augenblicklich besonders akuter Herd eines Geschwürs, das für den ganzen Kontinent charakteristisch ist, nämlich die schwere wirtschaftliche und soziale Fehlstruktur, um andere Aspekte jetzt auszuschalten. Die Zukunft des Kontinents (und zwar des gesamten) wird davon abhängen, ob es gelingt, nicht in ferner Zukunft, sondern in diesem Jahrzehnt, die Grundlagen einer tiefgreifenden und auf lange Zeit berechneten Sanierung zu legen und zugleich jetzt schon die für den Augenblick dringlichsten Hilfsmaßnahmen zu treffen.

Man braucht noch lange nicht als Marxist verschrien zu werden, wenn man darauf hinweist, daß die religiöse und kulturelle Zukunft aufs engste mit der wirtschaftlichen und vor allem mit der sozialen zusammenhängt. – Ohne Vollständigkeit beanspruchen zu wollen, suchen wir anhand einiger Faktoren die augenblickliche Lage besser kennenzulernen.

¹ Wir haben bereits im Februar vergangenen Jahres in dieser Zeitschrift darauf hingewiesen.

Lateinamerika für sich

Wir lassen hier die religiöse Lage des Kontinents fast ganz aus dem Spiel.

Immerhin möchten wir kurz darauf hinweisen, daß die nicht selten gehörte Meinung (die man auch in geistlichen Kreisen manchmal zu hören bekam), der «katholische Kontinent» lasse sich vom Kommunismus nicht beeinflussen, heute nicht nur durch die Theorie, sondern durch die harte Sprache der Tatsachen widerlegt wird. Gewiß herrscht noch in weiten Kreisen der Bevölkerung der Glaube, ebenso – wenn auch (soviel uns scheint) in weniger weiten Kreisen – eine gewisse Sympathie für den Klerus. Aber es ist in den seltensten Fällen ein wirklich überzeugter, gelebter Glaube von übernatürlichem Charakter, sondern, soweit er sich überhaupt äußert (doch müssen wir uns gleich korrigieren: er äußert sich weit mehr nach außen, als er in Wirklichkeit vorhanden ist), ist er eher sentimental und im übrigen gewohnheitsmäßig. Entstehende Eliten konnten bisher, so will uns scheinen, das Gesamtbild nicht wesentlich verändern, geben aber Hoffnung für die Zukunft. Vor allem aber (und das wirkt sich im öffentlichen Leben aus) stehen die Männer der Religion fern und von den wenigen, die «praktizieren», haben die meisten nicht nur keinen sozialen Einfluß, sondern geben sich über dessen Wichtigkeit keine Rechenschaft. Wenn es sogar in Italien Leute gibt, die begeistert an Prozessionen teilnehmen, aber nachher trotz der klaren und bereits ins Volk gedrunghenen päpstlichen Weisungen kommunistisch wählen, so gilt das noch mehr für Lateinamerika.

Man möge sich keinen Illusionen hingeben: Der «katholische Kontinent» ist heute nicht nur keine Stütze und noch viel weniger ein Sauerteig für den Weltkatholizismus, sondern im Gegenteil sein größter Hemmschuh. Allerdings (das dürfen wir ebenso wenig vergessen) hat Lateinamerika – auf die Zukunft gesehen – eine gewaltige Berufung innerhalb der Kirche, deren Geschichtsmächtigkeit wir nicht groß genug beurteilen können. Doch wenden wir uns unserem Thema zu.

Die feudale und halbfeudale Struktur

Die Geschichte des Kommunismus zeigt, daß – entgegen den Prophezeiungen von Marx – es nicht die industrialisierten, sondern gerade die Agrar- und unterentwickelten Völker sind, welche am meisten Gefahr laufen, ihm anheimzufallen. Lateinamerika besitzt bis in die Gegenwart hinein noch weithin eine geradezu feudale oder halbfeudale Struktur,² besonders auf dem Land. Nach der Befreiung von der spanischen Herrschaft hat sich diesbezüglich die Lage noch in vielen Teilen verschlechtert, zum guten Teil deswegen, weil das Gegengewicht der Kirche, das sich besonders zu Beginn der spanischen Kolonisation zugunsten der Indianer in die Waagschale warf, fast ganz wegfiel, ja diese in gewissen Fällen sich noch vom Feudalismus beeinflussen ließ. Man nimmt an, daß etwa zwei Drittel der Gesamtbevölkerung unterernährt sind. Wir entnehmen der angesehenen venezolanischen Zeitschrift SIC (1960, S. 116) folgende Daten:

«Unter dreißig Millionen Landarbeitern befinden sich 24 Millionen Landproletarier. Diese 24 Millionen von Landarbeitern mit ihren Familien machen eine Landbevölkerung von 90 Millionen aus. Also wird praktisch die Hälfte der Bevölkerung von Lateinamerika von Agrarproletariern gebildet. Erinnern wir uns an eine Statistik, bevor in Venezuela die Agrarreform begonnen wurde: 1,9 % von Landeigentümern besaßen 74 % des landwirtschaftlichen Bodens. Diese Tatsache, manchmal noch ungünstiger, wiederholt sich in ganz Lateinamerika.»

Der Leser möge einmal die beiden Ziffern 1,9 % Besitzer und 74 % landwirtschaftlicher Boden gegeneinanderhalten und nachdenken!³ Die erdrückende Mehrzahl der Latifundien wird übrigens nicht mit mehr oder weniger modernen rationellen Methoden bearbeitet, sondern oft mit seit Jahrhunderten gebräuchlichen. Es sind wirklich Menschenmassen, die für ein oft provokatorisch luxuriöses Leben einiger weniger ein Da-

sein führen müssen, das sich von dem eines Sklaven nicht sehr wesentlich unterscheidet.⁴

Es stimmt, daß der besonders spezialisierte Industriearbeiter sich wesentlich besser stellt, und daß die soziale Gesetzgebung sich dieser letzteren in bedeutend stärkerem Maß angenommen hat. Aber die spezialisierte Industriearbeiterschaft bestimmt nicht das Gesamtbild.

Dazu kommt, daß die altmodischen Methoden einfach nicht mehr genügen, um die Bevölkerung zu ernähren. Nimmt man dazu noch den katastrophalen Mangel an menschenwürdigen Wohnungen, dazu die stark wachsende Bevölkerungszahl, so kann man sich vorstellen, daß diese Verhältnisse gebieterisch nach einer Lösung schreien. Wir möchten noch ergänzen, daß nur etwa 25 % des lateinamerikanischen Bodens für den Ackerbau in Frage kommen, wovon knapp etwa 20 % tatsächlich angebaut werden.⁵

Wir übergehen die schon ziemlich bekannte politisch instabile Lage der meisten lateinamerikanischen Staaten (ausgenommen besonders Chile und Uruguay) mit den zahlreichen Revolutionen und häufigen Verfassungsänderungen. Lateinamerika war bisher geradezu ein Treibbeet für «caudillos», das heißt für Revolutionshelden, die bei der Masse oft eine große, wenn auch recht zweifelhafte Popularität genossen. Erst in unseren Tagen kann man feststellen, daß eine Tendenz zu mehr stabileren und demokratischeren Formen sich abzuzeichnen beginnt.

Schon das Bisherige macht uns begreiflich, daß es übertrieben ist, wenn man – wie es heute nicht selten geschieht – die schwierige soziale und politische Lage von Lateinamerika in Bausch und Bogen ausländischem Einfluß zuschreibt: das Ausland hat sich nicht selten diese Situation zunutze gemacht, aber die «caudillos» sind echt lateinamerikanisches Gewächs.

Der Nationalismus

Heute geht durch alle Länder des Kontinents eine mächtige Welle des Nationalismus, was seine geschichtlichen Ursachen hat: Spanien hat dem Kontinent in unverlierbarer Weise sein Antlitz aufgeprägt. Nach der Befreiung suchte man, statt die eigenen Werte zu pflegen, andere ausländische Vorbilder, vor allem Frankreich und Nordamerika, nachzuahmen (in Chile seit etwa einem Jahrhundert auch Deutschland, in Bolivien in neuerer Zeit Belgien, besonders auf dem Erziehungsgebiet). Heutzutage gibt man sich darüber Rechenschaft, daß diese vielfach zu sklavischer Nachahmung ausländischer Vorbilder zu weit ging und man sucht die eigenen Werte wieder zu Ehren zu bringen, wobei man nun nicht selten ins gegenteilige Extrem verfällt, obwohl die Grundtendenz an und für sich berechtigt, ja notwendig ist. Und zwar kann man durchwegs, wenn auch nicht ausnahmslos, sagen, daß je unkultivierter ein Land ist, desto stärker der Nationalismus sich bemerkbar macht.

Dazu kommt, daß in einigen Ländern sich eine vermehrte Abwehr gegen die europäische Einwanderung abzeichnet. Man kann auch diese Haltung nicht zum vornherein verurteilen, weil man zugestehen muß, daß die Einwanderung nicht selten zu massenhaft vor sich ging, daß man sich oft wenig um die Auslese der Einwanderer kümmerte, wobei man allerdings nicht vergessen darf, daß daran nicht nur die Europäer schuld sind, sondern nicht weniger gewisse lateinamerikanische Kon-

⁴ Wenn es der zur Verfügung stehende Raum gestattete, könnten wir konkrete Einzelheiten darüber berichten.

⁵ Ein typisches Beispiel, wenn auch kein alltägliches, erlebten wir vor kurzem: Ein Grundbesitzer erzählte uns, daß er laut Dokumenten im letzten Jahr erst entdeckt hatte, daß er in einer entfernten Provinz noch über fünfzigtausend Hektar besten Bodens besaß, von dessen Vorhandensein er jahrzehntelang überhaupt nichts geahnt hatte. Es gibt nicht wenige Grundbesitzer, die ihren Besitz überhaupt nie gesehen haben, welche ihn nicht selbst und nicht wirtschaftlich bearbeiten, sondern lediglich als Mittel betrachten, um in der Hauptstadt oder in Europa ein Luxusbild auf Kosten des unbeschreiblichen Elends ihrer Kolonen zu führen.

² Mit dem Unterschied, daß im mittelalterlichen Feudalismus der Untergebene immerhin einen gewissen Schutz genoß.

³ In Chile sind nach einer Statistik der Bank for Reconstruction & Development 9,7 % Grundbesitzer über 86 % des kultivierten Bodens, während 74,6 % nur 5,2 % des Bodens besitzen!

sulate und diplomatische Vertretungen.⁶ Ja, auch im Klerus gewisser Länder macht sich eine nicht immer freundliche Einstellung gegenüber ausländischen Geistlichen breit, wenn auch im allgemeinen nicht so sehr bei den eigentlich verantwortlichen Stellen. Auch hier läßt sich nicht leugnen, daß manchmal Motive dafür vorhanden sind, man sollte aber nicht zu sehr verallgemeinern.

Der einheimische Marxismus

gehört heute zu den wichtigsten Geistesströmungen des Kontinents. Wir sagen ausdrücklich der «einheimische». Selbstverständlich ist er aus Europa nach hier gedrungen, vor allem in den letzten Jahrzehnten. Aber er ist weit davon entfernt, nur der eigentlich kommunistischen Propaganda, wie sie von Rußland ausgeht, verpflichtet zu sein, wenn auch die Grenzen nicht immer leicht abzustecken sind. Dieser Marxismus ist weniger in die Arbeiterklasse eingedrungen, sondern vor allem unter die Intellektuellen und Halbtellektuellen und, soweit er unter der Arbeiterklasse sich durchsetzt, ist die eigentliche Führung letzteren zuzuschreiben. Wir glauben nicht fehlzugehen, wenn wir heutzutage von einer eigentlichen Epidemie des Marxismus an den Schulen jeglichen Grades sprechen,⁷ und zwar unter Professoren wie Schülern und Studenten. Nicht wenige Erziehungsministerien sind stark von Marxisten durchsetzt und zwar so sehr, daß, falls einmal Minister anderer Weltanschauung ernannt werden, diese oft machtlos dem marxistischen Beamtenapparat gegenüberstehen. Natürlich handelt es sich bei der Mehrzahl der Studenten um Leute, welche den Marxismus nur oberflächlich kennen, aber der Marxismus bildet weithin das «Klima». Es gibt Länder, wo die offiziellen Lehrervereine derart vom Marxismus beherrscht werden, daß sie die Vertreter privater Schulen überhaupt nicht zulassen.

Kuba stand wie alle Länder von Lateinamerika unter diesen Einflüssen. Allerdings war dessen wirtschaftliche Lage bedeutend besser als die anderer lateinamerikanischen Staaten, vor allem durch die Zuckerausfuhr. Aber der Reichtum kam nur einer verschwindend kleinen privilegierten Schicht zugute, während der Großteil der Bevölkerung unterernährt und in menschenunwürdigen Verhältnissen lebt. Eine soziale Revolution war deswegen notwendig, unabwendbar und berechtigt.

Natürlich gibt es auch andere Kräfte, so etwa den Liberalismus, nicht so sehr als politische Partei, denn vielmehr als vage Weltanschauung verstanden. Aber wir glauben nicht, daß er noch repräsentativ ist, wenigstens nicht in dem Sinn, daß er als Faktor in Frage kommt, der sich gegenüber dem Marxismus durchsetzte, ganz im Gegenteil. – Nicht zu verkennen ist auch heute der Einfluß der katholischen Kirche, der allerdings – so will uns scheinen – in den letzten Jahrzehnten merklich zurückgegangen ist. Doch täuschen wir uns nicht! Zurückgegangen ist vor allem der Einfluß als politischer Machtfaktor und der Einfluß des Klerus in einem patriarchalischen Sinn. Aber wir sind überzeugt, daß man auch diesbezüglich an einem Wendepunkt steht. Es bilden sich allmählich, vor allem in den fortgeschritteneren Ländern, katholische Eliten; die sozialen Hirtenschreiben haben das soziale Verantwortungsbewußtsein gehoben, allerdings nicht stets bei denen, wo es am meisten zu wünschen wäre; die katholischen Universitäten schalten sich immer mehr in das soziale Leben ein; die Klerusbildung wird qualitativ verbessert usw. – Das alles ist allerdings erst im Werden, aber wir sind überzeugt, daß sich in nicht ferner Zukunft die Früchte zeigen werden, daß die Kirche den verlorenen Einfluß zurückgewinnen wird und, mehr als das, sie wird von manchem Ballast der Vergangenheit befreit werden und an religiöser Kraft und apostolischem Einfluß gewinnen.

⁶ Wir könnten Fälle zitieren, wo lateinamerikanische Vertreter im Ausland sich Millionenvermögen erworben haben, um zum Beispiel Juden die Einreise und Aufenthalt zu gestatten (wobei zum Beispiel Leute, die kein Wort spanisch sprachen, bereits einen einheimischen Paß mit einheimischen Familiennamen bekamen!).

⁷ Selbst in katholische Schulen und Universitäten ist der kommunistische Einfluß eingedrungen, vor allem durch Castros Propaganda.

Der Kommunismus in Lateinamerika

Alle die zuvor genannten Faktoren bilden günstige Voraussetzungen für den Kommunismus in Lateinamerika, auch der Nationalismus, denn ein Gutteil dieses Nationalismus äußert sich in einer leidenschaftlichen Ablehnung der USA, was natürlich den Kommunisten die erwünschte Gelegenheit gibt, im Trüben zu fischen. Der Liberalismus und weltanschauliche Agnostizismus sind zwar gegen den Kommunismus eingestellt. Ja, gerade der Liberalismus (übrigens weniger unter der jungen Generation vertreten) fürchtet ihn geradezu, hat aber dem Kommunismus nichts entgegenzusetzen. Die Angst vor dem Kommunismus ist für diesen geradezu Wasser auf seine Mühle. Und die Presse dieses farblosen Liberalismus ist wenig dazu angetan, die junge Generation zu beeinflussen.

Daß ein eigentlicher parteimäßiger Kommunismus, von Moskau oder Peking dirigiert, bereits starke Positionen in den Schulen mehrerer Länder innehat, ist eine Tatsache. Ebenso haben die Kommunisten einen nicht zu unterschätzenden Einfluß in den Arbeitersyndikaten, wobei sie überall die gleiche Taktik verfolgen, ein einziges Arbeitersyndikat mit allen Mitteln durchzusetzen, die Syndikatsfreiheit lächerlich zu machen, als wäre sie eine Spaltung der Arbeiterschaft und Verrat an ihr, weil sie hoffen, auf diese Weise die Macht an sich zu reißen.

Wir sagten oben, daß längst nicht alle Marxisten Kommunisten sind oder wenigstens sein wollen, daß manche unter ihnen sogar parteimäßig gegen den Kommunismus eingestellt sind. Man möge sich aber keine Illusionen machen. Die oben genannten lateinamerikanischen Marxisten arbeiten entweder mit dem Kommunismus zusammen, oder fördern auf jeden Fall indirekt den Kommunismus, indem sie die marxistische Gedankenwelt und manchmal auch die gleichen gewalttätigen Methoden propagieren. Was die Gegnerschaft zur Religion betrifft, so besteht weder grundsätzlich noch oft in der Taktik ein Unterschied, was sich vor allem auf dem Feld der Erziehung zeigt.⁸

Nehmen wir dazu die Blindheit so vieler Kreise gegenüber der kommunistischen Gefahr oder wenigstens ihre Passivität, die auch heute noch weithin herrschende soziale Ungerechtigkeit und den Feudalismus besonders auf dem Land, so gibt man sich Rechenschaft vom Ernst der Lage. Es gilt da wirklich das Wort von Pius XII. von der «Feigheit der Guten», das heißt derjenigen, die sich für «Gute» halten, welche mehr schadet als sogar der Kommunismus selber.

Trotz der günstigen Voraussetzungen gibt sich der Kommunismus Rechenschaft, daß ein allzu offenes Vorgehen ihm schaden kann und deswegen benutzt er – wenn auch mit abwechselndem Geschick – die soziale Mißwirtschaft, den Nationalismus und besonders in jüngster Zeit einen gewissen latenten Antiklerikalismus, um seine eigentlichen Absichten zu tarnen. Wir brauchen darüber kein weiteres Wort zu verlieren, denn es wiederholt sich hier mit einer geradezu ermüdenden Monotonie die alte Taktik, welche so und so oft zum Erfolg verholfen hat in zahlreichen Ländern Osteuropas wie auch in Asien.

Als sei dies alles noch nicht genug, ist im letzten Jahr dem Kommunismus ein Geschenk in den Schoß gefallen, das er sich nicht einmal erträumt hätte. Unmittelbar vor den Toren der USA haben wir nun den kommunistischen Staat von Kuba. Wir sagen ausdrücklich den «kommunistischen», denn niemand wird sich von dem am Anfang von Fidel Castro gebrauchten Wort «Sozialismus» irreführen lassen. Wir sind auch heute noch der Meinung, daß Fidel Castro ursprünglich kein Kommunist war, sondern geistig und charakterlich ein haltloser Mensch, den lediglich seine Haltlosigkeit, seine kommunistischen Freunde und im Gefolge dessen seine kopflose Politik und nicht weniger

⁸ Manche spielen auch mit dem Gedanken, es sei möglich, kommunistische Methoden anzuwenden, ohne dabei seiner Weltanschauung zu verfallen, oder man könne diese im geeigneten Moment ausbooten.

seine Eitelkeit, die ihn gegenüber seinen Fehlern blind macht, und sein brennender Ehrgeiz, der mit allen Mitteln an der Macht bleiben will, ins kommunistische Lager brachten.

Auch in Lateinamerika arbeiten die Kommunisten nicht immer mit Geschick, aber man muß anerkennen, die Sowjets erkannten die Wichtigkeit mit größerem Weitblick als die USA und schalteten sich mit Geschick in die Situation ein. Während man in USA noch glaubte, es handle sich bei der kubanischen Revolution um einen der üblichen Theatercoups und deshalb der dortigen Lage keine besondere Beachtung schenkte, benützte Moskau den ursprünglich berechtigten und immens populären Freiheitskampf, um ihn nach und nach in sein eigenes Fahrwasser zu lenken. Dabei gab sich Moskau auch Rechenschaft, daß der kubanische Freiheitskampf im ganzen Kontinent ein ungewöhnlich starkes Echo fand. Der «Fall Kuba» bot in geradezu idealer Weise die – weil unerwartet – umso willkommener Gelegenheit, hinter der kubanischen Maske seine eigenen

Ziele rücksichtslos und geschickt zu verfolgen. Die alte kommunistische Taktik, die Kastanien durch andere aus dem Feuer holen zu lassen, wurde angewandt: die Gefühle des Kontinents (welcher trotz aller Mißbräuche vergangener und gegenwärtiger Diktaturen im Grund demokratisch eingestellt ist, oder seine Gefühle wenigstens für demokratisch hält), die durch Kuba tief aufgewühlt wurden, benutzte man dazu, um über den Umweg Kuba, also unter der so enthusiastisch begrüßten Flagge der Freiheit, den kommunistischen Bazillus durch den ganzen Kontinent zu treiben. Das soziale und wirtschaftliche Elend und die daraus in weiten Massen entstandene Erbitterung, ja nicht selten Verzweiflung, sind so mächtig, daß das, was man in Kuba unternommen hat (man denke zum Beispiel an die Agrarreform und den Kampf gegen die USA), als verführerisches Beispiel dessen erscheint, was nun auf dem Kontinent zu geschehen hat: eine gewaltsame soziale Revolution.

(Ein 2. Teil folgt)

W. E. Willvoll

Ausbildung des Diakons in den Missionen*

Der hauptberufliche Diakon

Wie könnte sich wohl die Ausbildung des Diakons in den Missionen gestalten?¹⁵

Seit Jahrhunderten gibt es in der Mission den einheimischen Laienhelfer des Missionars, den großenteils hauptamtlich tätigen, verheirateten Katechisten. Er ist nicht etwa nur Katechet, seine Aufgaben reichen weiter. Man könnte ihn fast als (ungeweihten) Hilfsmissionar bezeichnen. Die Institution des Katechisten ist, jedenfalls gebietsweise, im Rückgang begriffen, zahlenmäßig, aber auch der Geltung nach. Die Ausbildung des Katechisten hat mit dem allgemeinen Bildungsfortgang nicht Schritt gehalten. So ist der Stand der Katechisten geradezu in eine Krise geraten, bildungsmäßig wie sozial. Aber die Mission kann seine Dienste nicht entbehren. Daher bleibt nur ein Weg: ihren Bildungsstand zu heben und sie sozial zu fördern.

Der Heilige Vater hat in der Missionsenzyklika vom 28. Nov. 1959 «*Principes pastorum*» von der hohen Bedeutung der Katechisten für die Mission gesprochen und eine sorgfältige Ausbildung für sie gefordert.¹⁶ Auf dem Kongreß für Mission und Liturgie im September 1959 stellte Erzbischof D'Souza von Nagpur in Indien fest, daß Ansehen und Zahl der Katechisten gelitten haben und daß sich die Lösung aufdränge, die niederen Weihen oder vielleicht noch besser das Diakonat wieder aufleben zu lassen. Er hat sich dann voll und ganz für den verheirateten Diakon eingesetzt.¹⁷

Schließlich hat die Internationale Studienwoche für Missionskatechese in Eichstätt im Juli 1960 auch die Ausbildung der Katechisten behandelt.¹⁸ Ohne Zweifel werden von der Mahnung des Hl. Vaters und von beiden Kongressen starke Anregungen für eine gründlichere Ausbildung der Katechisten ausgehen.

Wenn das Diakonat in den Missionen kommen soll, wird es regelmäßig an die Institution des Katechisten anknüpfen müssen, auch bezüglich der Ausbildung. In den Katechisten ist ein erster Bestand an eventuellen Anwärtern auf das Diakonat gegeben.

Es gibt bereits hier und dort Katechistenschulen oder -seminare. Die

* Siehe dazu «Orientierung» Nr. 16, S. 169ff.

¹⁵ Vgl. Hornef, ZMR 1960/I, 1: «Die Wiedergeburt des Diakonats und die Missionen».

¹⁶ «Herder-Korrespondenz», Januar 1960, 177.

¹⁷ «Ständige Diakone in der Mission?», in «Mission und Liturgie», Mainz 1960.

¹⁸ P. Jacquemart MEP, Bangalore, Indien: «Die katechetische Ausbildung der Katechisten», in «Katechetik heute», Freiburg 1961, 280.

Skala reicht vom «Katechistendorf», in dem die Katechisten mit ihrer Familie während ihrer Ausbildung wohnen – etwa in Karema (Tanganjika), für dessen Aufbau die Mittel von der österreichischen Landjugend zur Verfügung gestellt wurden –, bis zu einem Institut für die Ausbildung von Lehrern und Katechisten in Tindivanam (Indien), das auf dem vollen Gymnasialkurs aufbaut.¹⁹ Den Katechisten werden zum Teil auch landwirtschaftliche Kenntnisse vermittelt, um sie zu befähigen, nebenberuflich als Berater in landwirtschaftlichen Fragen tätig zu sein, wodurch die Mission zugleich finanziell entlastet wird. Die Katechistenfrauen erhalten im Katechistendorf zugleich eine Ausbildung in Haushaltsführung, Kinderpflege, Hygiene, Handarbeiten u. a. m.

Trotz großer wirtschaftlicher Schwierigkeiten wird sich die Missionskirche der dringenden Aufgabe nicht entziehen können, überall für eine gründliche Ausbildung der Katechisten zu sorgen. Je mehr aber und je schneller die Förderung des Katechisten gedeiht, umso eher wird er hinlänglich befähigt sein, um zum Lektor oder Akoluthen, nach weiterer Ausbildung und Erprobung zum Subdiakon, und nach nochmaliger Bewährung zum Diakon geweiht zu werden. Mindestens eine gewisse Elite von Katechisten würde fast überall schon heute im Stande sein, segensreich als Diakone zu wirken. Jedenfalls sollte man die Ausbildung der Katechisten schon heute auf das künftige Diakonat ausrichten.

Daß man bei der Ausbildung der Diakone auf die Verhältnisse der Missionen Rücksicht nehmen muß, ist klar.

Dabei wollen wir nicht vergessen, was Johannes Hofinger SJ (Manila), der Vorkämpfer der Katechetischen Bewegung, gesagt hat: «Wenn wir Diakone bekommen – und wir wünschen sie –, dann sollen es in jeder Hinsicht gut ausgebildete Männer sein, die den neuen Stand zu Ehren bringen».²⁰

Auch K. Koser OFM verlangt für Südamerika eine allseitige, gründliche Ausbildung des Diakons, auch auf sozialem Gebiet.²¹ Daß auch auf sozial-karitativem Gebiet in der Mission gründliche Kenntnisse nötig sind, darauf sei nachdrücklich hingewiesen. In dem allgemeinen Umbruch, in dem sich viele Missionsländer auf technischem, sozialem und politischem Gebiet befinden, ist ein sozial geschulter Diakon doppelt vonnöten, mögen die Anfangsschwierigkeiten der Ausbildung auch groß sein. Oft werden ja erst die Grundlagen erarbeitet werden müssen. Besorgt wird mancher Missionsbischof insbesondere fragen, woher er die Ausbilder für seine Diakone nehmen soll. Hier müßten die altchristlichen Länder helfen.

Mit der Zeit wird man auch in der Mission zu einer originären Ausbildung des hauptberuflichen Diakons im Diakonenseminar kommen, und es werden an die Stelle der Katechisten mehr und mehr die Diakone und die Männer der Vorstufen treten.

¹⁹ «Herder-Korrespondenz» ebd.

²⁰ «Ist in der Mission ein eigener Stand der Diakone anzustreben?», in ZMR 1957/III, 210.

²¹ «Diáconos Profissionais na Igreja do Século xx?», in «Revista Eclesiástica Brasileira», September 1959, 623ff.

Da die Anwärter für den hauptberuflichen Diakon dann meist jüngere Menschen sein werden, wird sich das Diakonendorf zur Aufnahme der Familie erübrigen.

Der nebenberufliche Diakon

Auch die Ausbildung des nebenberuflichen Diakons, besonders wenn der Bewerber auf Außenstation wohnt, könnte wohl nur zentral durchgeführt werden. Man müßte die Anwärter, für die man (nach dem Vorschlag von Schamoni und D'Souza und Lepargneur) meist ortsansässige Leute nehmen sollte, während der Ferien in das Diakonen- oder Priesterseminar aufnehmen. Da es sich dabei nur um kürzere Kurse handeln würde, bräuchten die Familien nicht mitzukommen. Die Ausbildung würde jedenfalls begrenzter sein als die des hauptberuflichen Diakons, müßte aber doch so eindringlich sein, daß er sein Amt auf der Filiale würdig und wirksam ausüben kann. Eine gewiß nicht leichte Aufgabe, wenn man einerseits bedenkt, wie dürftig die Vorbildung oft sein wird, und wenn man sich andererseits bewußt ist, daß der Filialdiakon doch sehr auf sich gestellt ist und oft vor schwierigen Situationen steht. Deshalb wird man die Kurse öfter wiederholen müssen.

Es ist einleuchtend, daß man vom nebenberuflichen Diakon in den Missionen die Befähigung zur Predigt nicht erwarten kann. Doch würde es genügen, wenn er eine Homilie oder dergleichen vorliest.

Die Kosten des Unterhalts

Was die Kosten angeht, so wird es sich beim nebenberuflichen Diakon nur um die Kosten der Ausbildung handeln, beim hauptberuflichen treten die Kosten des Unterhalts für ihn und seine Familie hinzu. Die Mission ist meist arm. Auch wenn sie mehr und mehr dahin geführt werden soll, auch wirtschaftlich selbständig zu werden, so braucht sie doch noch Hilfe von außen. Manche Missionsbischöfe versuchen es heute mit Einzelpatenschaften für die Ausbildung von Katechisten, ähnlich wie man das Studium einheimischer Priester durch solche Patenschaften sichert. Bedenkt man, daß in der Erzdiözese Köln bereits 560 Priesterpatenschaften zustande gekommen sind, so wird man hoffen dürfen, daß sich auch für den Diakon in der Mission mancher Spender finden wird. Wirksamer wäre jedoch die Einführung von Patenschaften zwischen den Diözesen in altchristlichen Ländern und den Missionsdiözesen, was von Rom aus systematisch geregelt werden müßte.

Säkularinstitut und Diakon

Es sei noch erwähnt, daß es auch in Ordensgenossenschaften und Säkularinstituten geeignete Brüder bzw. Mitglieder gibt, die zu Diakonen geweiht werden könnten, was gerade in der Mission sicher von Bedeutung wäre. Sie wären Zölibatäre, weil sie ohnehin die Räte befolgen. Das größte Interesse besteht dabei allerdings an Einheimischen, von denen es in Ordensgenossenschaften und Säkularinstituten noch nicht sehr viele geben wird.

Was hier für die Missionen gesagt wurde, gilt weithin auch für Lateinamerika, auch soweit es kein eigentliches Missionsland ist. Das Christentum ist dort großenteils nicht in die Tiefe gedrungen, die Zahl der Analphabeten ist hoch, die Pfarreien haben eine unvorstellbare Ausdehnung, und dabei herrscht größter Priesterangel. Man darf daher auch große Teile der längst christlichen Gebiete einem Missionsland gleichsetzen²².

²² F. Lepargneur OP: «Le contexte sudaméricain d'une rénovation du diaconat», in «Nouvelle Revue Théologique», März 1960, 269.

²³ Josef Hornef: «Um die Erneuerung von Diakoniat und niederen Weihen», in «Caritas», Luzern, Mai 1954, 203.

Die niederen Kirchenämter als Vorstufen zum Diakoniat²³

Im Vorstehenden wurde davon ausgegangen, daß dem eigenständigen Diakoniat gewisse niedere Ämter als Vorstufen vorausgehen müßten. Es erscheint indes nötig, hierzu einiges Grundsätzliches zu sagen und auch näher auf die Einzelheiten einzugehen.

Über die Wiedererweckung der niederen Ämter werden im Schrifttum verschiedene Ansichten geäußert.

Otto Pies SJ meint, die Helferdienste, die von den Trägern der niederen Weihen auszuüben wären, könnten zweifellos von Laien ohne kirchliche Weihe ausgeübt und in einer den heutigen Verhältnissen und Forderungen mehr angepaßten Weise erfüllt werden, als es durch die einfache Wiederbelebung der alten Ämter geschehen könnte.²⁴

Yves Congar OP dagegen hält es für angebracht, die niederen Weihen dort zu erteilen, wo es sich normalerweise um Aufgaben der Kleriker handelt.²⁵ In einer Studie über «Die niederen Weihen und ihre hierarchische Wertung» tritt Walter Croce SJ dafür ein, daß die Kleriker während ihrer Ausbildung sich in den niederen Kirchenämtern üben und bewähren müßten, wenn man sich nicht mit der ausdrücklichen Vorschrift CJC c 978 § 1 in Widerspruch setzen wolle. Da indes den niederen Weihen keine Ämter mehr entsprächen, seien die Minores gar keine echten Ordines mehr. Deshalb könnten sie auch keine wirklichen Vorstufen zum Priestertum darstellen. Man müsse die niederen Kirchenämter dort suchen, wo sie heute sind: in den tatsächlich vorhandenen einfachen Kirchendiensten. Offenbar denkt er dabei an die Arbeit in der Caritas, an katechetische Tätigkeit, an Seelsorgehilfe, an Arbeiten im Pfarrbüro usw. Er stellt dabei auch fest, viele dieser Laien, die die einfachen Kirchendienste verrichten, seien sich bewußt, daß ihr Dienst ein heiliger Dienst sei und eigentlicher nicht von einem Angestellten erfüllt werden sollte. Er setze ein ganz bestimmtes Ethos voraus und dränge auf das Heiligtum hin. Deshalb sei ein Streben spürbar, aus dem laikalen Raum hervorzutreten und auch äußerlich und kirchenrechtlich eine Lebensform zu finden, die dem geweihten Dienst entspricht. Jedenfalls empfindet er ein Unbehagen über den derzeitigen Zustand, da von den Minores nicht mehr als eine Zeremonie übriggeblieben sei.²⁶

Dasselbe Urteil kommt auch in einem Aufsatz von Balthasar Fischer zum Ausdruck: «Esquisse historique sur les Ordres mineurs», wenn er darin bedauernd schreibt, die Minores seien noch immer «nuda nomina», die Kirche sei eine «Armee ohne Unteroffiziere». Ohne zu übertreiben könne man sagen: «Res clamat ut reformetur». Wie dies geschehen soll, wird nicht näher dargetan.

Aber Fischer gibt doch das Ziel an, wenn er von einer doppelten Aufgabe der Minores spricht, die sie hatten und wieder haben sollten:

Einmal sollten sie den heiligen Raum abschirmen gegen den Ansturm der weltlichen Aufgaben, sollten den sakralen Bezirk entlasten von peripher sakralen, erst recht von säkularen Aufgaben.

Andererseits sollten sie aus dem weltlichen Raum hinführen in den heiligen Bezirk, auf den sie im letzten immer ausgerichtet waren, und zwar allgemein gesprochen nicht nur als Vorstufe zu den höheren Weihen. Nachdem diese Abschirmung durch die niederen Ämter seit einem Jahrtausend weggefallen sei, hätten wir die üblen Folgen dieses Preisgegebenseins der Priester an die säkularen Aufgaben des Reiches Gottes bitter erfahren müssen.²⁷

Tatsächlich ist die Lage so: Wer geweiht ist, führt die entsprechenden Funktionen nicht aus, und wer die fraglichen Funktionen ausübt, ist nicht dafür geweiht. Was sollen wir tun, um diesen Zustand zu beenden? Wir können unmöglich alle Inhaber der bestehenden einfachen Kirchendienste, also etwa kirchliche Verwaltungsbeamte, Organisten, Chorleiter, die Leute der Caritas sowie die Katecheten, weihen, weder mit den alten Weiheformen noch mit etwa neu zu schaffenden Weihetypen.

Zu einer tragbaren Lösung können wir nur kommen, wenn wir die Dinge betrachten aus der Sicht

²⁴ Otto Pies SJ: «Diakonat – Stufe oder Amt?», in «Theologie und Glaube», 1960/3, 170.

²⁵ «Der Laie». Stuttgart 1957, 363. «Niedere Weihen für Laien».

²⁶ ZKTh 1948/3, 311ff.

²⁷ La Maison-Dieu, 1960/61, 58. Siehe auch B. Fischer: «Der niedere Klerus bei Gregor dem Großen», in ZKTh 1938, 37ff.

der Wiedergeburt des Diakonats.²⁸ Die Frage lautet also: Inwieweit ist die Erneuerung der niederen Weihen nötig, um zu einer wirksamen Erneuerung des Diakonats zu kommen? Sollen nicht die Minores denen vorbehalten werden, die Diakone werden wollen?

Es wurde schon dargetan, daß wir beim nebenberuflichen Diakon den Bewerber nicht kurzerhand zum Diakon weihen können. Die Diakonenweihe schafft einen unauslöschlichen Charakter, eine bedeutsame Tatsache. Wir müssen also besonders bei jüngeren Männern gewisse Vorstufen vorbauen, die die Möglichkeiten der Vorbereitung, der Bewährung und Auslese bieten. Das soll nicht heißen, daß Bewährung und Auslese nicht auch ohne dies möglich seien. Der (Religions-) Lehrer, der Katechet, der Mann der Caritas kann sich längst bewährt haben.

Für den nebenberuflichen Diakon bedarf es jedoch, wie schon gesagt, nicht aller Vorstufen: Es würde genügen die Weihe zum Lektor, wahlweise zum Akoluthen, sodann die Weihe zum Subdiakon. (Diese Auswahl ergäbe übrigens eine gewisse Annäherung an die niederen Weihen der Ostkirchen.)

Wenn schon der künftige Priester wie seither alle niederen Weihen erhalten soll, wenn beim nebenberuflichen Diakon gewisse Vorstufen vorhanden sein müssen, dann sollten diese Weihen auch dem hauptberuflichen Diakon gespendet werden, selbst wenn er eine entsprechende Tätigkeit nur in den Ferienpraktiken ausüben kann. Daß beim hauptberuflichen Diakon wenigstens die Subdiakonsweihe erforderlich wäre, falls man nach Beendigung des Studiums die Kandidaten ohne die Diakonatsweihe in das große Praktikum schicken will, wurde schon gesagt. Dem künftigen hauptberuflichen Diakon könnte man am Ende des zweiten Seminarjahres die Lektoren- oder Akoluthenweihe spenden, am Ende des dritten die Subdiakonsweihe. Beim nebenberuflichen Diakon müßten schon längere Interstitien bestehen, etwa von drei Jahren. Jedoch sollte die Spanne nicht starr festgelegt werden.

Die niederen Ämter der Kirche sind ehemals aus dem Diakonatsamt ausgegliedert worden. Als der Diakon seine Aufgaben nicht mehr sämtlich erfüllen konnte, wurde für einen Teil seiner Funktionen ein Helfer bestellt. Mit der Festigung dieses Dienstes zum Kirchenamt wurde er auch mit einer Weihe ausgestattet. So entsteht das Subdiakonatsamt. Auch das Wort «Akoluth» (= der, der folgt, der Diener. Vgl. «catechista pedisequus») deutet die gleiche Helfereigenschaft und dieselbe Entwicklung an.

Wir müßten also im Subdiakon und in den Trägern der niederen Weihen Helfer des Diakons sehen. Die Helferdienste mögen im Laufe der Zeit wechseln, je nach den wechselnden Bedürfnissen der Kirche. Das hindert nicht, an den altherwürdigen Weihen festzuhalten. Es wird nicht schwer fallen, eine Sinnbezeichnung zwischen dem Symbolgehalt der Weihe, dem liturgischen Dienst und der Berufsausübung herzustellen (Lektor: bei der Weihe Übergabe der heiligen Bücher, beim Gottesdienst Verkündigung der Lesung, katechetische Berufstätigkeit. Akoluth: Übergabe des Lichtes, Lichtträger am Altar, Licht der Liebe bringen in karitativer Tätigkeit).

Welche Funktionen würden dem Subdiakon und den Minoristen zukommen? Zunächst die ihnen zustehenden liturgischen Dienste, dem Subdiakon eventuell die Vertretung des Diakons (s.o.). Der nebenberufliche Subdiakon müßte den Diakon auf der ganzen Linie unterstützen, also vor allen Dingen in der Pfarrkaritas, wenn möglich auch in Jugendarbeit und Katechese. Er würde zu Hausbesuchen herangezogen und zu jeder Tätigkeit, zu der ihn der Diakon brauchen kann. Lektoren und Akoluthen könnten als Seelsorgehelfer wirken, also insbesondere im Pfarrbüro und in der Pfarrkaritas arbeiten, auch vertretungsweise Dienste des Meßners ausüben, even-

tuell auch des Organisten, wenn sie dazu befähigt sind. Alles Tätigkeiten, an denen ihre Zuverlässigkeit und Bereitschaft erprobt werden kann. Sie würden zusammen mit dem nebenberuflichen Subdiakon in Abendkursen usw. ausgebildet, könnten auch an den Weiterbildungskursen der Diakone bereits teilnehmen.

Im übrigen müßte der Diakon sie anleiten, wobei der Pfarrer die geistliche Führung zu übernehmen hätte.

Wenn die Küster vielfach den Wunsch geäußert haben, zum Ostiar geweiht zu werden, also hauptamtlich eines der niederen Ämter zu bekleiden, so ist das durchaus zu begrüßen. Doch hat dies mit unserem Anliegen nicht unmittelbar etwas zu tun.

Grundsätzlich sollte gelten, daß die Minores nicht als eigenständige Ämter, sondern nur an solche erteilt werden, die Diakone werden wollen.

Bei dieser Regelung könnte von einer unangebrachten Beeinträchtigung der Laienmitarbeit nicht die Rede sein. Der Kreis der Geweihten würde sich in engen Grenzen halten. Es darf hierbei betont werden, daß Caritas Aufgabe sowohl der Laien wie der kirchlichen Amtsträger ist. Hier nimmt der Geweihte dem Laien nichts weg. Die Katechese in Schule und Kirche ist als eine Form der Verkündigung von Hause aus Sache des Klerus. Sie ist dem Laien auf weite Strecken mandatsweise anvertraut worden. (Anders liegen die Dinge bei der religiösen Unterweisung der eigenen Kinder.) Wenn der Diakon neben dem Priester als Religionslehrer tätig sein wird, so muß der Laie dies gelten lassen. Daß er tatsächlich auf diesem Gebiet zurückgedrängt würde, ist nicht zu befürchten, da es ohnehin an Kräften fehlt.

Auch für den künftigen Priester wäre die Wiedererweckung der niederen Weihen von Bedeutung. Wenn er auch die entsprechenden Ämter nicht selbst ausübt (oder doch nur in den Ferien), so existieren dann die Ämter doch immerhin. Sie werden, wenn auch von andern, ausgeübt und stellen eine greifbare Größe dar. Dasselbe würde für das Diakonatsamt gelten, solange der künftige Priester nicht als Diakon in die Praxis geschickt wird.

Für die Missionen schlägt *Johannes Hofinger* SJ, der – wie gesagt – den hauptberuflichen Diakon durchaus bejaht, vor, die Kirche möge vom nebenberuflichen Diakonatsamt absehen und besser nur niedere Ämter nebenberuflich übertragen.²⁹ *F. Lepargneur* SJ dagegen erklärt für Südamerika den nebenberuflichen Diakon – sobald die Zeit gekommen sei – für unbedingt nötig. Sonst müßten die vielen Außenstationen und Kapellen unbesetzt bleiben, da ein hauptberuflicher Diakon meist wirtschaftlich nicht tragbar sei.³⁰ Daß der Diakon objektiv, pastoral gesehen, einen wertvolleren Gottesdienst halten kann als der Laie oder auch ein Lektor, ist einleuchtend. (Kommunionsspendung, Expositio). Wenn nur ein Lektor (für den Hofinger besonders eintritt) auf Außenstation da wäre, so würde das besondere Anliegen Hofingers, der möglichst vollwertige sonntägliche «Gottesdienst ohne Priester» auf entfernter Außenstation, vielerorts nicht zur Entfaltung kommen. Es ist aber auch zu hoffen, daß sich – besonders am Missionshauptort – ein einheimischer Lehrer oder auch ein Angehöriger eines anderen Berufes findet, der bereit und fähig ist, das Amt des Diakons nebenberuflich zu versehen. Jedenfalls darf hier das Wort des Erzbischofs D'Souza nachdrücklich herausgestellt werden, daß der Mission auf die Dauer mit Minoristen nicht gedient ist, sondern daß sie das unverkürzte Amt des Diakons braucht.

Meine Darlegungen wollen Vorschläge, Anregungen sein. Sie wollen die Dinge klären helfen bis in ganz praktische Fragen hinein. Sie wollen zeigen, daß und wie die Verwirklichung möglich ist. Die Entscheidung steht der Kirche zu. Vieles wird dabei vom Ortsbischof abhängen.

Josef Hornef, Fulda

²⁸ So auch B. van Bilsen in «Nederl. Kath. Stemmen» 1960, 281 ff. «Naar een functioneel herstel van het diakonaat en andere wijdingen».

²⁹ a.a.O. S. 210.

³⁰ a.a.O. S. 279 ff.

Bücher

Starez Siluan, Mönch vom Berge Athos. Leben, Lehre, Schriften. Patmos-Verlag, Düsseldorf 1959, DM 24.—.

«Manche sagen, daß die Mönche der Welt dienen müßten, damit sie das Brot des Volkes nicht umsonst essen. Aber man sollte verstehen, worin der Dienst des Mönches besteht und wie er der Welt helfen muß. Der Mönch betet unter Tränen für die ganze Welt; darin besteht sein hauptsächliches Tun.»

Wer einen Blick in die Tiefen des christlichen Ostens tun will, dem sei dieses Buch des Patmos-Verlages empfohlen. 1938 starb auf dem Berge Athos ein einfacher Mönch. Er war einst als armer Bauernsohn, mit einer recht mangelhaften Schulbildung ausgerüstet, in das russische Pantaleimon-Kloster auf dem Berg Athos eingetreten, wo er Gott in aller Demut und Verborgenheit diente. Was ihm jedoch an Schulbildung mangelte, das ersetzte im Lauf der Jahre die Bildung des Herzens; die Tugenden und Gnadengaben des bescheidenen Mönches wurden offenbar und er wurde zu einem der großen Seelenführer des Pantaleimon-Klosters, zu einem Starzen.

Archimandrit Sophronius, der das Leben des Starez beschreibt, hat selbst längere Zeit mit diesem im gleichen Kloster gelebt. Die Art und Weise seiner Vita fasziniert durch ihre Tiefe und Ausdruckskraft. Es ist nicht ein Heiligenleben im üblichen Sinne, das wir hier vor uns haben. Hier sind tiefste Schätze alter monastischer Tradition in reichstem Maße gesammelt worden! Wir empfehlen das vorliegende Buch umso mehr, als gerade in diesem Punkt uns der Osten Entscheidendes zu sagen weiß. Wir haben als Erbe eines übersteigerten Rationalismus unsere Seele verloren. Anders ausgedrückt: Wir haben verlernt, das, was wir wissen, auch zu fühlen, mehr noch, zu leben! Starez Siluan besaß diese Seele und er hatte sich nicht in die Einsamkeit eines Klosters zurückgezogen, nur um sein eigenes Heil zu wirken. Im Gegenteil, sein Tun und Denken ist eminent apostolisch,

allerdings in einem für den Westen nicht mehr sehr geläufigen Sinn. Er fühlt sich hineingenommen in die Gemeinschaft der Kirche und er ahnt die Gnaden, die das Gebet der Mönche den Menschen erwirkt. «Du sagst vielleicht, dieser oder jener ist ein Übeltäter und muß darum im ewigen Feuer brennen. Ich frage dich aber: Angenommen, der Herr gibt dir einen Platz in seinem Reich, und du siehst denjenigen im höllischen Feuer, dem du ewige Qual gewünscht hast, wirst du nicht Mitleid mit ihm haben, selbst wenn er ein Feind der Kirche war?

Oder hast du ein Herz aus Stein? Aber im Himmelreich ist kein Platz für Steine. Demut braucht man dort und die Liebe Christi, die für alle Mitleid hat.

Herr, wie du gebetet hast für deine Feinde, so lehre auch uns durch den Heiligen Geist, sie zu lieben und unter Tränen für sie zu beten!»

Neu sind diese Gedankengänge sicherlich nicht, aber nichtsdestoweniger höchst aktuell. Vielleicht könnten wir von diesem bescheidenen Athosmönch doch noch einiges lernen!

R. Horz

Reich Hans: Das Kind und sein Vater. Ein Bildband. Text von Eugen Roth. Hanns Reich Verlag, München, 1961.

Ein prächtiger Bildband, voller Humor und voller Ernst zugleich, ohne Romantik und doch voll Poesie, so recht, um freudig und nachdenklich zu machen. Der Band ist verdienstvollerweise schon in zweiter Auflage erschienen. Die Bilder stammen aus der ganzen Welt, besonders aus allen Ländern Europas, und beleuchten das ewige Thema in neuer Form.

Dd.

Bonin Katharina: «Und abends bin ich so allein» – ein Trostbuch für Einsame. Heos Verlag, Tübingen a. N., 1959, 125 Seiten.

Das Büchlein ist vor allem für alleinstehende berufstätige Frauen gedacht und bietet eine Menge guter Anregungen zur Lebensgestaltung – bleibt aber meist zu sehr an der Oberfläche hängen. Trotzdem ein wichtiger Beitrag zu einem brennenden Problem!

Dd.

«Die Algerische Delegation bestellte dringlich zwei Exemplare von Plum, Nordafrika für die Algerischen Friedensverhandlungen (ab 20. Mai) in Evian ...»

Prof. Jean Guittou von der Sorbonne: «In ganz Frankreich gibt es kein Buch über Frankreich, das dem von Münz, Frankreich ähnlich ist ...»

Deutsche Botschaft in Rom (Sattler): «Endlich ein Buch über Italien von heute, das wir bisher nirgends antrafen ... schicken Sie sofort ... Exemplare ...» (gemeint ist das Buch von Sciacca).

Auf die etwa 20 Bände umfassende Bibliothek Geistige Länderkunde gibt es 10% Subskriptionsnachlaß.

GLOCK UND LUTZ • GLOCK UND LUTZ • GLOCK UND LUTZ • GLOCK UND LUTZ • GLOCK UND LUTZ

Verlangen Sie Sonderprospekt. Bisher: Frankreich|Italien|Skandinavien|Holland|England|Österreich|Spanien|USA|Rußland|Nordafrika.

Drei Meldungen und was sie sagen ...

Drei Bände der GEISTIGEN LÄNDERKUNDE, die nunmehr mit zehn Bänden vorliegt. — Herbst 1961 erscheinen XI Die Schweiz, XII Australien. Jeder Band ill. 15.— (Ganzleinen).

Herausgeber: Apologetisches Institut des Schweizerischen Katholischen Volksvereins, Zürich 2, Scheideggstrasse 45, Tel. (051) 27 26 10 / 11.

Druck: H. Börsigs Erben AG., Zürich 8.

Abonnements- und Inseratenannahme: Administration «Orientierung», Zürich 2, Scheideggstrasse 45, Tel. (051) 27 26 10, Postcheckkonto VIII 27842.

Abonnementspreise: Schweiz: Gönnerabonnement jährlich Fr. 18.—; Abonnement jährlich Fr. 13.50; halbjährlich Fr. 7.—. Einzahlungen auf Postcheckkonto VIII 27842. — Belgien-Luxemburg: Jährlich bfr. 190.—. Bestellungen durch Administration Orientierung. Einzahlungen an Société Belge de Banque S.A., Bruxelles, C. C. P. No. 218 505. — Deutschland: DM 13.50/7.—. Best. u. Anzeigenannahme durch Administration Orientierung, Scheideggstr. 45, Zürich 2. Einzahlungen an Volksbank Mannheim, Mannheim, Konto Nr. 785, PschA. Ludwigshafen/Rh., Sonderkonto Nr. 12975 Orientierung. — Dänemark: Jährlich Kr. 25.—. Einzahlung an P. J. Stäubli, Hostrupsgade 16, Silkeborg. — Frankreich: Halbj. NF. 7.—, jährlich NF. 14.—. Best. durch Administration Orientierung. Einzahlungen an Crédit Commercial de France, Paris, C. C. P. 1065, mit Vermerk: Compte Etranger Suisse 644.286. — Italien-Vatikan: Jährlich Lire 2000.—. Einzahlungen auf c/c 1/4444 Collegio Germanico-Ungarico, Via S. Nicolò da Tolentino, 13, Roma. — Österreich: Auslieferung, Verwaltung und Anzeigenannahme Verlagsanstalt Tyrolia AG, Innsbruck, Maximilianstrasse 9, Postcheckkonto Nr. 142/181. (Redaktionsmitarbeiter für Österreich Prof. Hugo Rahner). Jährlich Sch. 80.—. USA: Jährlich \$ 4.—.

Neu bei Ihrem Buchhändler:

JOHANNES SCHASCHING SJ Nachtgedanken der Politiker, Manager und Prälaten

Tyrolia-Geschenkbändchen. 196 Seiten, glanzfoliekaschiert Fr. 5.80

«Da lernt man einen Gelehrten der Soziologie kennen, der dabei ganz und gar Priester und Seelsorger, und zwar zeitaufgeschlossener, realistisch denkender und sehender Priester ist, der bei allem Sentire cum Ecclesia die Not der Kirche in der heutigen Wohlstandsgesellschaft nicht übersieht, sondern ehrlich, aber mit Charme und Humor auf manche Schwächen in der Ecclesia semper reformanda und noch mehr in der Res publica semper reformanda hinweist. So manche dieser «Nachtgedanken» ersetzen lange Abhandlungen aus Soziologie und Pastoraltheologie. Jedenfalls beleuchten sie sehr klar aktuelle Probleme der Kirche, der Wirtschaft, der Politik, die den Seelsorger unruhig machen sollten.»

Österr. Klerusblatt, Salzburg

TYROLIA-VERLAG INNSBRUCK – WIEN – MÜNCHEN